



dot:  
books

BRENDA  
CLARKE

DIE  
BLUMIE  
VON  
CORN  
WALL

ROMAN

*Über dieses Buch:*

Cornwall im Jahre 1642: ein Land, vom Bürgerkrieg zerrissen ... Die schöne Liliás Pengelly muss die stürmische Küste ihrer Heimat verlassen und ins entfernte Bristol fliehen: Hier bietet sich ihr die Chance, ein neues, friedliches Leben als Dienstmädchen einer angesehenen Familie zu beginnen. Aber auch die Stadt am Avon wird von den Unruhen nicht verschont. In einem Moment größter Gefahr rettet ein charmanter Fremder Liliás das Leben: Priam, Graf von Chelwood und Vertrauter des Königs. Zwischen den beiden erwachen bald zarte Gefühle, obwohl sie wissen, dass ihre Liebe gegen die strengen Standesregeln verstößt. Trotzdem lässt es sich Priam nicht nehmen, Liliás die Welt des Adels zu zeigen – nicht ahnend, dass er sie damit in größte Gefahr bringt: Der König selbst beginnt, die schöne Bürgerliche zu begehren ... und wird keine Zurückweisung dulden!

*Über die Autorin:*

Brenda Clarke, 1926 in Bristol geboren, gehört zu den erfolgreichsten englischsprachigen Autorinnen von historischen Romanen. 1969 begann sie ihre schriftstellerische Karriere und hat seitdem über 50 Romane geschrieben. Unter ihrem Pseudonym Kate Sedley gelangte sie zu internationalem Erfolg.

Bei dotbooks erscheinen Brenda Clarkes gefühlvolle Romane »Die Blume von Cornwall«, »Wie eine Rose im Frühling«, »Zeit der Ginsterblüte«, »Jahre des Sturms, Jahre der Hoffnung«, »Eine Zeit für die Liebe«, »Der Preis des Glücks«, »Schwestern für immer« und »Der Himmel über Glastonbury«.

eBook-Neuausgabe April 2022

Die englische Originalausgabe erschien erstmals 1979 unter dem Originaltitel »The Lofty Banners« bei Fawcett, New York. Die deutsche Erstausgabe erschien 1989 unter dem Titel »Das Banner des Königs« bei Knaur

Copyright © der englischen Originalausgabe 1979 by Brenda Clarke

Published by Arrangement with Brenda Clarke

Copyright © der deutschen Erstausgabe 1989 Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knaur Nachf., München

Copyright © der Neuausgabe 2022 dotbooks GmbH, München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung von shutterstock/Mihail Gata und eines Gemäldes von David James »A Northeaster, The Coast of Devon«

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (fb)

ISBN 978-3-96655-728-3

\*\*\*

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook - anders als ein gedrucktes Buch - nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist - wie der illegale Download von Musikdateien und Videos - untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern

Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: [info@dotbooks.de](mailto:info@dotbooks.de). Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

\*\*\*

Liebe Leserin, lieber Leser, in diesem eBook begegnen Sie möglicherweise Begrifflichkeiten, Weltanschauungen und Verhaltensweisen, die wir heute als unzeitgemäß oder diskriminierend verstehen. Bei diesem Roman handelt es sich um ein rein fiktives Werk, das vor dem Hintergrund einer bestimmten Zeit spielt oder geschrieben wurde – und als solches Dokument seiner Zeit von uns ohne nachträgliche Eingriffe neu veröffentlicht wird. Diese Fiktion spiegelt nicht unbedingt die Überzeugungen des Verlags wider.

\*\*\*

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: [www.dotbooks.de/newsletter.html](http://www.dotbooks.de/newsletter.html) (Unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

\*\*\*

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm.

Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Die Blume von Cornwall« an: [lesetipp@dotbooks.de](mailto:lesetipp@dotbooks.de) (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können - danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.dotbooks.de](http://www.dotbooks.de)

[www.facebook.com/dotbooks](https://www.facebook.com/dotbooks)

[www.instagram.com/dotbooks](https://www.instagram.com/dotbooks)

[blog.dotbooks.de/](http://blog.dotbooks.de/)

***Brenda Clarke***  
**Die Blume von Cornwall**

Roman

Aus dem Englischen von Traudel Weiser

dotbooks.

*Trail all your pikes, dispirit every drum,  
March in slow procession from afar;  
Ye silent, ye dejected men of war!  
Be still the hautboys and the flute be dumb!  
Display no more, in vain, the lofty banner.  
For see, where on the bier before ye lies  
The pale, the fallen, the untimely sacrifice  
To your mistaken shrine, to your false idol, Honour.*

Anne, Countess of Winchelsea, 1661-1720

# Teil I

**1642-1645**

*The trumpet's loud clangour  
Excites us to arms  
With shrill notes of anger  
And mortal alarms ...*

John Dryden, 1631-1700

## Kapitel 1

»Ist es noch weit?« fragte sie. Ein kalter Wind blies ihr ins Gesicht und peitschte ihre Röcke gegen ihre Beine, die eiskalt waren.

Endlose Meilen eines ermüdenden Fußmarsches lagen hinter ihr; das Ödland von Dartmoor, wo sie sich verlaufen hatten; das trostlose Exeter, wo sie keine Unterkunft gefunden hatten; Taunton, wo man sie bestohlen und sie die einzige Erinnerung an ihre Mutter verloren hatte: das dünne Goldkettchen mit dem Medaillon. In elenden, stinkenden Karren hatte man sie mitgenommen, Seite an Seite mit Schweinen, die für den nächsten Markt bestimmt waren. Der kalte Regen und die unerbittlichen Märzwinde hatten ihnen übel mitgespielt; meistens mußten sie auf Heuböden oder in Scheunen übernachten. Nur selten baten sie die Leute in ihre Häuser, an einen wärmenden Kamin.

Ihr Vater sagte: »Noch etwa eine Meile bis Redcliffe Gate. Wir müßten vor Sonnenuntergang da sein.« Seine Gestalt sank vor Erschöpfung in sich zusammen; Schweiß rann über sein Gesicht. Sein Kopf war leer, eine Nachwirkung seiner kürzlich überstandenen Krankheit.

Während Vater und Tochter den Hügel zum Dorf Bedminster hinabstiegen, wurden die Schatten der frühen Aprilsonne länger. Zu ihrer Linken wand sich der Avon tiefblau durch sein Bett aus Felsen.

»Ist Bristol ein großer Ort? Größer als Exeter?« wollte sie wissen, und ihr Vater nickte. Zum Sprechen war er zu erschöpft. »Größer als Plymouth?« beharrte sie. Plymouth war die größte Stadt, die sie vor dieser Reise kennengelernt hatte.

»Sie ist die zweitgrößte Stadt im Königreich. Doch wir werden wahrscheinlich nicht viel davon sehen, wenn

Mistress Hazard bereits alles für unsere Überfahrt arrangiert hat.«

»Ich begreife immer noch nicht, warum wir diesen weiten Weg machen mußten. Wenn wir schon nach Amerika fahren müssen, warum haben wir uns dann nicht in Plymouth eingeschifft?«

Charles Pengelly seufzte. Er wußte nur zu gut, daß Liliass England nicht verlassen wollte und daß die Wiederholung dieser Frage nur eine Umschreibung ihrer Gefühle darstellte, da sie ihn zu sehr liebte, um ihre Empfindungen auszudrücken. »Wir hätten in Plymouth nicht an Bord gehen können«, wiederholte er geduldig wenigstens zum zehnten Mal, »weil dort zu viele Wachen des Königs sind und weil es dort niemanden gibt, der uns geholfen hätte. Doch in Bristol gewährt uns Mistress Hazard nicht nur Unterschlupf und gibt uns Nahrung, sie hat auch viele Freunde unter den Schiffseignern und Kapitänen, die uns dann heimlich an Bord schmuggeln können.« »Als blinde Passagiere!« sagte Liliass verächtlich mit der ganzen Geringschätzung, die Sechzehnjährige gegenüber geheimen Machenschaften hegen.

»Ja, blinde Passagiere«, stimmte Charles Pengelly resigniert zu. »Aber solange König Charles die Emigration nach Neuengland für illegal erklärt, haben wir keine andere Wahl.« Er zog seinen Mantel enger um seine schmalen Schultern, die Kälte durchdrang ihn bis auf die Knochen.

»Wir hätten in Cornwall bleiben sollen«, sagte Liliass, als das letzte Haus von Bedminster hinter ihnen im Dunst verschwand.

»Und unser ganzes Leben lang den Geboten der Kirche von England gehorchen, wie der König es wünscht? Niemals! Das ist nicht die Freiheit, für die unsere Vorfäter gekämpft haben.

Dafür starb Sir John Eliot im Tower; dafür schnitt man Prynne die Ohren ab.«

Lilias gab sich damit nicht zufrieden. »Du sagtest doch, daß sich die Lage jetzt ändern könnte, da wir nach langen Jahren wieder ein Parlament haben.«

»Vielleicht.« Charles Pengelly wurde von einem Husten geschüttelt. Ein leichter Regen hatte zu fallen begonnen. »Aber dieses Mal machen wir einen völlig neuen Anfang. Massachusetts! Das mußt du dir immer vor Augen halten, Lilias! Und mein alter Freund John Winthrop hat uns seine Hilfe versprochen.«

Lilias antwortete darauf nicht. Sie mußte an das kleine Dorf in Cornwall denken, wo sie aufgewachsen war. An den wilden Schrei der Seevögel und den Salzgeruch des Meeres, das Branden der Wogen an die langgestreckte Küste und die kleine, windumtoste Kirche oben auf dem Kliff, wo ihr Vater einst Hilfspfarrer gewesen war. Ihre Kindheit hatte sie glücklich und behütet verbracht. Aber nach dem Tod ihrer Mutter vor acht Jahren war alles anders geworden, oder vielmehr, ihr Vater hatte sich verändert, seine Stellung aufgegeben und sich den Separatisten angeschlossen, war im Norden Cornwalls herumgezogen und hatte das Wort des Herrn verkündet, wobei er auf die Mildtätigkeit anderer angewiesen war.

Aber Lilias liebte ihren Vater und würde nie etwas sagen oder tun, das ihn verletzen könnte. Sie hatten sich immer sehr nahegestanden. Er hatte ihr das Schreiben und Lesen beigebracht und die Grundbegriffe der Arithmetik. »Mädchen brauchen keine Erziehung«, pflegte ihre Mutter zu protestieren, aber Charles Pengelly hatte darüber nur gelacht. In jenen Tagen hatte er oft gelacht, denn er war ein glücklicher Mann, wie alle seine Gemeindemitglieder wußten. Das hatte sich jedoch mit seiner Bekehrung geändert, wie viele andere Dinge auch, und seine Freunde hatten sich einer nach dem anderen von ihm abgewandt. Lilias hatte stets zu ihm gehalten, selbst als sie von äußerster Armut heimgesucht wurden und sogar noch, als

ihr Vater beschloß, die geliebte Heimat zu verlassen und ein neues Leben in Massachusetts zu beginnen.

Sie hätten schon vor zwei Monaten aus Cornwall abreisen sollen, aber kurz vor ihrem Aufbruch war die Pest in ihrem Dorf abgebrochen. Liliass und ihr Vater waren unter den wenigen gewesen, die die Seuche überlebt hatten.

Doch Charles Pengelly war noch nicht völlig gesund. Der Arzt hatte ihn gewarnt, eine derart anstrengende Reise zu Fuß von Plymouth nach Bristol zu unternehmen, aber er hatte es eilig. Denn er wußte, wie ungern seine Tochter das Land verließ, und wollte seinen Entschluß so schnell wie möglich verwirklichen. Heute jedoch, auf diesem mühseligen Marsch, fühlte er sich am Ende seiner Kräfte.

Der Salon von Dorothy Harards Haus in der Broad Street war zum Bersten voll. Aller Augen richteten sich auf Pfarrer Pennill, der sich mit erhobenen Armen an seine faszinierten Zuhörer wandte.

»Sind wir nicht das auserwählte Volk Gottes?« fragte er.  
»Sind wir nicht die Nachkommen der Stämme Israels?«  
Alle nickten. »Haben wir nicht mit Gott ein neues Bündnis geschlossen, wie Moses es tat am Berge Sinai?«  
Einstimmig rief die Gemeinde: »Halleluja!«

Pfarrer Pennill räusperte sich und fuhr fort:  
»Jahrhundertlang war dieses Land unter der Knechtschaft der Hure Roms. Dann kamen Luther und Calvin und wiesen uns den Weg zum Licht. Aber nun wollen böse Männer uns wieder korrumpieren, uns auf den Pfad Roms zurückführen. Sie wollen, daß wir an die schlimmste aller Ketzereien glauben, an die Wandlung!« Seine Zuhörer stöhnten. »Aber«, schrie Pfarrer Pennill und rollte die Augen gen Himmel, »Gott läßt sich nicht lästern! Er hat seinem auserwählten Volk ein neues Gelobtes Land geschenkt! Ein neues Zion! Ein neues Eden! Ein neues

England!« Dorothy Hazard, die in der ersten Reihe saß, neigte zustimmend den Kopf. Alles an ihr, angefangen von dem strenggeschnittenen schwarzen Kleid mit dem schmucklosen weißen Kragen bis zu ihrem schmallippigen Mund, drückte die Puritanerin aus. Vor zwei Jahren hatte sie sich der Sekte angeschlossen, obwohl ihr Mann, Reverend Matthew Hazard, noch immer im Dienst der anglikanischen Kirche stand. Diese unterschiedliche Einstellung zur Religion schadete ihrer Ehe nicht, denn der Reverend hatte gegenüber den Dissidenten eine weitaus großzügigere Einstellung als die meisten Priester seiner Kirche.

Pfarrer Pennill war fast am Ende seines Sermons angelangt, als einer der auf der Straße herumlungern den Bengel, die ihren Lebensunterhalt als Botenjungen verdienten, sich einen Weg durch die Anwesenden bahnte und etwas in Dorothys Ohr flüsterte. Sie nickte, wartete auf das abschließende Amen und wandte sich dann an ihre Freundin, Regina Stillgo.

»Sie sind da. Entschuldige mich bei Pfarrer Pennill und erklär ihm, warum ich nicht bleiben konnte.«

Regina ergriff Dorothys Arm. »Sei vorsichtig«, bat sie.

»Ich bin immer vorsichtig.«

»Du hast immer Glück gehabt«, verbesserte Regina sie.

»Das ist ein Unterschied. Vergewissere dich, daß dich keiner der Wachposten sieht.«

»Pah! Die Hälfte der Wachen in dieser Stadt gehört zu den Puritanern. Sie haben vor allen meinen Aktivitäten stets die Augen verschlossen.«

»Aber die andere Hälfte gehört nicht dazu. In Bristol gibt es noch genug Königstreue, die dich gefangen nehmen, wenn sie auch nur das Geringste ahnen.«

»Deine Besorgnis rührt mich zutiefst«, entgegnete Dorothy belustigt, »vor allem, weil du nicht einmal Puritanerin bist, Regina, sondern diese Zusammenkünfte nur meinetwillen besuchst. Aber ich kann sehr gut auf mich

selbst aufpassen. Nun vergiß nicht, mich bei Pfarrer Pennill zu entschuldigen. Ich weiß, er versteht meine Beweggründe.«

Es war bitterkalt, als sie die Broad Street entlangging, wo sich zwei Gestalten im Windschatten an eine Mauer drückten.

»Mr. Pengelly? Mr. Charles Pengelly?«

»Euer Diener, Madam. Meine Tochter Liliass.«

Dorothy nickte Liliass kurz zu. »Folgt mir bitte, und erregt keine Aufmerksamkeit.«

Es war noch nicht die Zeit des Abendlätens, trotzdem waren nur wenige Leute auf der Straße, als die drei Gestalten dahineilten, bis sie den Garten des St. Ewen's-Pfarrhauses erreicht hatten. Eine halbe Stunde später aßen Charles und Liliass Pengelly eine einfache, aber nahrhafte Mahlzeit in einem der oberen Räume des Pfarrhauses.

Dorothy spähte suchend aus dem Fenster, ehe sie die schweren Vorhänge wieder zusammenzog. »Ich glaube nicht, daß uns jemand hat kommen sehen, aber man kann nicht vorsichtig genug sein. Ich möchte nicht, daß die Obrigkeit von meinem Tun erfährt.«

Sie ging zum Tisch zurück und taxierte ihre Gäste mit ihren kleinen, scharfblickenden Augen. Der Mann sieht sehr krank aus, dachte sie, von Hunger und Leid ausgezehrt. Es war schwer, das Leben eines anglikanischen Geistlichen aufzugeben und einer der »Wahren Gläubigen« zu werden. Und dieser hier hatte zuviel von einem Gentleman an sich, war zu gebildet, um sich auf andere Weise seinen Lebensunterhalt verdienen zu können. Er mußte ein gutausssehender Mann gewesen sein, aber jetzt war die Haut so straff über seinen Gesichtsknochen gespannt, daß sein Kopf einem Totenschädel ähnelte. Sein einst schwarzes Haar war von grauen Strähnen durchzogen.

Dorothy betrachtete nun das Mädchen, das sie jetzt zum erstenmal voll im Licht der Kerzen sah, und bekam einen

Schock. Auf eine solche Schönheit war sie nicht vorbereitet. Eine Fülle rabenschwarzen Haars umgab ein schmales Gesicht, in dem die Augen in einem intensiven Blau leuchteten, wodurch die Zartheit der Haut noch hervorgehoben wurde. Die Nase war klein und gerade, der Mund rot und anmutig geschwungen. Aber die Gesichtszüge verrieten Charakter, der vor allem in der festen Kinnlinie und dem direkten, aufrichtigen Blick Ausdruck fand. Dorothy hoffte inständig, daß die Männer in Massachusetts auf die Verheerung, die sie unter ihnen anrichten würde, vorbereitet waren.

Sie setzte sich an den Tisch, während ihre beiden Gäste ihr Mahl beendeten, und sah, wie der Vater lustlos sein Essen auf dem Teller hin und her schob, während die Tochter mit dem gesunden Appetit der Jugend aß. Sie plauderte oberflächlich über die Reise ihrer Schutzbefohlenen.

»Es heißt, Dartmoor sei ein sehr gefährlicher Distrikt heutzutage. Daß man ihn nicht durchqueren könne, ohne beraubt zu werden. Und die Straßen! In welchem fürchterlichem Zustand sie sein müssen!«

Ihre Bemühungen fanden jedoch wenig Entgegenkommen. Schließlich fragte der Mann schroff: »Konntet Ihr eine Passage für uns buchen?«

»Ja. Auf der *Talisman*. Sie läuft in drei Tagen aus. Der Kapitän, Simon Reddy, ist absolut zuverlässig und hat schon viele Passagiere in gleicher Lage mitgenommen. Aber Ihr müßt Euch unter Deck aufhalten, bis das Schiff die englischen Hoheitsgewässer verlassen hat.«

Charles Pengelly nickte, denn er litt wieder an einem Hustenanfall. Er zog eine lederne Geldbörse aus der Tasche und schob sie Dorothy Hazard über den Tisch zu.

»Nehmt davon das Geld für die Überfahrt«, keuchte er, als er wieder sprechen konnte. Und Dorothy wußte, wieviel Entbehrungen er erlitten haben mußte, um diese kleine Menge Goldmünzen zu sparen. Die meisten ihrer

»Kunden«, die nach Neuengland emigrierten, erduldeten Ähnliches.

Sie entschuldigte sich, weil das Feuer so niedrig brannte. »Wir wagen es nicht, zuviel Rauch zu produzieren, sonst könnten wir Aufmerksamkeit erregen. Ich selbst wohne mit meinem Mann in der Broad Street. Das Pfarrhaus dient nur als provisorische Unterkunft für Menschen wie Euch.« Mit einem mißbilligenden Gesichtsausdruck wischte sie ein paar Staubflocken vom Tisch. »Ich war nicht sicher, ob Ihr kommen würdet. Ich dachte, Ihr hättet vielleicht Eure Meinung wegen dieses Geredes über einen möglichen Krieg geändert.«

»Warum das?« Charles Pengelly schob seinen Teller beiseite. Er sah erschöpft aus. »Das beeinflußt meine Entscheidung nicht. Außerdem kann ich mir nicht vorstellen, daß Krieg ausbricht.«

»Nun«, sagte Dorothy, »der König hält sich in Oxford auf, da London ihm seine Stadttore verschlossen hat. Ihr wißt natürlich, daß er versucht hat, Pym und vier andere Mitglieder des Parlaments im Januar festnehmen zu lassen?... Ja... Aber wißt Ihr auch, daß die Königin in Holland ist? Offiziell reiste sie wegen der Eheschließung von Prinzessin Mary mit Prinz William dorthin, doch man munkelt, daß sie die Kronjuwelen an die holländischen Juden verkauft. Und weswegen wohl? Doch nur, um eine Streitmacht aufzustellen.« Sie sah Charles Pengelly hart an. »Das wird ein glorreicher Kampf, falls er stattfindet. Die Gelegenheit, ein neues England zu gestalten.« »Neuengland existiert bereits«, antwortete der Mann und lächelte leicht. »Und dorthin werde ich gehen.«

Dorothy erhob sich. »Ich wollte Euch nicht von Eurem Vorhaben abbringen. Jetzt muß ich gehen. Wie Ihr seht, wurde für Euch ein Bett dort in der Ecke hergerichtet. Die Küche ist im Parterre. Dort kann Eure Tochter das Geschirr spülen. Der Abort ist hinten im Garten, aber seid vorsichtig und laßt Euch nicht sehen. Jeden Tag wird jemand kommen

und Nahrungsmittel bringen.« Sie warf einen Blick in die Runde, um sicherzugehen, daß sie nichts vergessen hatte, dann wünschte sie beiden kurz eine gute Nacht.

Als sie gegangen war – das Klappern ihrer Absätze auf der staubigen Treppe verklungen war und sich die Tür mit einem endgültigen Klicken hinter ihr geschlossen hatte –, sammelte Lillas das schmutzige Geschirr ein und trug es hinunter in die Küche. Sie war klein; in einer Ecke gab es eine verrostete Pumpe, und wie im übrigen Haus herrschte auch hier ein Geruch des Verfalls und der Trostlosigkeit. Vom Fluß her war ein Wind aufgekommen, er heulte im Kamin und rüttelte an den Fensterläden. Plötzlich fühlte sich Lillas verloren. Tränen stiegen ihr in die Augen, aber mit entschlossenem Blinzeln unterdrückte sie sie und ging mit dem sauberen Geschirr wieder nach oben. Trotz der schwachen Proteste ihres Vaters legte sie noch ein Scheit auf. »Du kannst hier nicht zu Tode frieren, Vater. Was immer diese Frau auch sagen mag. Sieh dich nur an! Du klapperst ja mit den Zähnen.« Sie sprach in barschem Ton, weil sie ihre Angst verbergen wollte. Das Gesicht ihres Vaters war von wächserner Blässe, und er schien Schwierigkeiten beim Atmen zu haben. »Geh ins Bett«, befahl sie und holte aus ihren Bündeln ein paar Sachen. »Du kannst dir dein altes Nachthemd aus Flanell um deine Füße wickeln.«

Charles Pengelly schüttelte den Kopf. »Zuerst müssen wir beten.«

»Vater...« fing sie an, zuckte dann mit den Schultern und gab nach. Sie wußte, er würde sich nicht zur Ruhe begeben, bis er gebetet hatte. Pflichtschuldig kniete sie neben ihm auf dem harten Holzfußboden.

»Herr, wir danken Dir demütig für Deinen Schutz während dieser Reise und unser Eintreffen hier in Bristol. Wir danken Dir ebenfalls für diesen Neubeginn, den Du uns in Neuengland gewährst, wo alle Menschen ihren Glauben frei ausüben dürfen. Schenke uns die Kraft, allzeit Deinen

Willen zu vollbringen und den Kräften des Bösen zu widerstehen.« Charles Pengelly mußte aufhören, denn wieder überfiel ihn ein Hustenanfall. Dann sprach Lillas das alte Gebet in der alten Sprache Cornwalls, das sie auf den Knien ihrer Mutter gelernt hatte. »*Agan tasn'y us yn nefy Benygys re bo dha Hanow...*«

Danach half sie ihrem Vater beim Auskleiden und in das große Bett mit Baldachin, das man mit frischer, nach Lavendel duftender Wäsche ausgestattet hatte. Sofort kletterte sie hinterher, denn auch sie fror und sehnte sich nach Wärme. Jetzt trommelte steter Regen gegen die bleiverglasten Fenster. Charles Pengellys ausgemergelte Hand suchte zögernd nach der seiner Tochter. Sie spürte, wie heiß und trocken sie sich anfühlte. »Amerika wird dir gefallen«, sagte er. »Dort werden wir unser eigenes Haus haben. Gouverneur Winthrop und ich haben gemeinsam in Cambridge studiert. Er wird uns nicht verhungern lassen. Ich werde wieder eine wichtige Position bekleiden, ein angesehener Geistlicher sein, kein Ausgestoßener, weil ich Gott nicht auf die Weise verehere, wie es der König und die Bischöfe verlangen.«

Sie bemerkte den flehenden Unterton in seiner Stimme und drückte seine Hand. So war es schon seit langem: Ihre Rollen hatten sich verkehrt, er war das Kind und sie die Mutter.

»Es ist schon gut, Vater«, sagte sie zärtlich. »Mir wird es sicher in Massachusetts gefallen, wenn wir uns erst einmal eingerichtet haben.«

Aber jeder Nerv in ihrem Körper schrie, daß das eine Lüge sei, daß sie bereits jetzt unter Heimweh litt und ein Gefühl hatte, als würde sie ersticken. Sie starrte in die Nacht, auf das nur noch schwach glimmende Feuer. Sie lauschte dem Heulen des Windes draußen. Und sie lauschte – ängstlich – dem schweren, rasselnden Atmen ihres Vaters...

Wie lange sie geschlafen hatte, wußte sie nicht, aber als sie plötzlich erwachte, überkam sie eine schreckliche Vorahnung. Irgend etwas stimmte nicht, aber was? Sie setzte sich auf. Es herrschte völlige Dunkelheit, denn das Feuer war schon seit langem ausgegangen. Auch der Wind schwieg, eine unheilvolle Stille herrschte...

Mit zitternden Händen gelang es ihr schließlich, eine Kerze anzuzünden. Und in ihrem flackernden Licht drehte sie sich mit klopfendem Herzen um und sah ihren Vater auf seltsam unnatürliche Weise ganz ruhig daliegen.

»Aber warum ich?« fragte Regina Stillgo klagend. »Warum soll ich dieser jungen Frau ein Heim bieten?«

»Allein kann sie nicht nach Massachusetts reisen«, sagte Dorothy Hazard brüsk. »Ein junges Mädchen zwischen lauter Männern, das wäre nicht anständig. Und sie hat in Cornwall keine Verwandten, deshalb können wir sie nicht zurückschicken. Sie muß in Bristol bleiben, bis ich eine andere Familie gefunden habe, die sie mit nach Amerika nimmt... Nein. Wenn ich es mir recht überlege, schreibe ich besser an Gouverneur Winthrop, der ein Freund ihres Vaters gewesen ist. Simon Reddy kann den Brief für mich überbringen. Doch inzwischen muß das Mädchen hierbleiben. Natürlich muß jemand für ihren Unterhalt aufkommen, aber da ist ja noch immer das Geld, das mir ihr Vater für die Überfahrt gab. Außerdem kann sie sich nützlich machen und dir und Hannah bei der Hausarbeit helfen.«

»Aber warum bei uns?« beharrte Regina empört. »Warum kann sie nicht bei dir bleiben?«

»Meine liebe Regina, ich bin mit meinen eigenen Schäfchen viel zu beschäftigt, außerdem muß ich Matthew bei der Gemeindegarbeit helfen. Nein, nein! Und du wirst eine große Hilfe in ihr haben, vor allem, weil Hannah bald niederkommt. Und dieses kleine Waisenmädchen, das du

aus Mildtätigkeit aufgenommen hast – wie heißt sie noch? Mollie? Mollie Hanks? Sie ist doch mehr als nutzlos.«

»Ach, das würde ich nicht sagen«, wandte Regina ein. So war Dorothy eben, dachte sie bitter, sie bat um einen Gefallen und ließ es so erscheinen, als ob sie einem einen erweisen würde. Sie war dominierend, und Regina hatte Menschen, die eine stärkere Persönlichkeit als sie besaßen, nie etwas entgegensetzen. Und unglücklicherweise stimmte das, was Dorothy behauptete. Sie und ihre Tochter Hannah waren sehr nachlässige Hausfrauen, während Mollie Hanks absolut unfähig war. »Trotzdem muß ich erst Richard fragen«, sagte sie.

Dorothy akzeptierte das mit einem königlichen Neigen ihres Kopfes. Die Nummer elf in der Broad Street war nicht wirklich Reginas Haus, obwohl sie darüber ziemlich planlos herrschte. Es gehörte ihrem Schwiegersohn, Richard Pride, der sie gebeten hatte, bei ihnen zu leben, als er ihre Tochter Hannah heiratete. Mit ziemlich großen Vorbehalten hatte er diese Gunst auch Reginas Neffen gewährt, der seit seinem fünfzehnten Lebensjahr – als er Waise wurde – bei seiner Tante und Cousine gelebt hatte. Richard Pride war ein aufrechter Puritaner, der ein stark ausgeprägtes Pflichtgefühl besaß, und deshalb machte er sich wenig Illusionen über den jungen Mann, der unter seinem Dach lebte. Und er hatte von Anfang an klargemacht, daß kein Penny von dem hart verdienten Pride-Vermögen jemals in die Hände von Barnaby Colefax fallen dürfe.

»Was du mit deinem eigenen Geld machst«, hatte er seiner Schwiegermutter ernst verkündet, »geht nur dich etwas an. Aber wenn du den Jungen gewähren läßt, wird das dein Ruin sein.« Insgeheim wußte Regina, daß Richard recht hatte, aber sie war in eine Zeit hineingeboren worden, wo Menschen noch weniger um das Seelenheil anderer besorgt waren. Sie liebte ihren Neffen trotz oder gerade wegen seiner Fehler. Und ihre Zukunftsvisionen ihn betreffend waren weniger düster als Richards.

»Wo ist Richard?« fragte Mistress Hazard, denn sie spürte die Abwesenheit jeglicher männlicher Präsenz in dem kleinen Haus in der Broad Street. Nach Barnaby brauchte man nicht erst zu fragen. Wahrscheinlich trieb er sich in Bristols Gasthäusern und Schenken herum.

»Es ist nach Westovers geritten, um mit dem Grafen zu sprechen.« In Reginas Stimme schwang gelinder Stolz mit, obwohl es nicht mehr angezeigt war, die Aristokratie zu bewundern. Doch ihr Schwiegersohn hatte persönlichen Kontakt zu einem Grafen. Die häßliche, uncharmante Hannah hatte mit dieser Ehe einen großen Fang gemacht, denn Richard gehörte zu den führenden Bürgern Bristols.

Dorothy zeigte sich nicht beeindruckt. »Der Graf von Chelwood!« schnaubte sie verächtlich. »Dieser sündige Mann! Es heißt, daß er schon vor seinem vierzehnten Lebensjahr jedes Bordell in Bristol und London kannte. Warum will Richard ihn denn sprechen?«

»Wegen des Seifenmonopols«, antwortete Regina vage. Sie wußte nicht, was ein Monopol war. »Ich glaube, er möchte den Grafen dazu bewegen, seinen Einfluß auf den König geltend zu machen.«

»Und wozu soll das nützlich sein?« schimpfte Dorothy. »Wenn man Charles Stuart beeinflussen könnte, stünden wir nicht am Rande eines Bürgerkriegs. Der Mann ist ein Narr und ein gefährlicher Narr obendrein.«

»Ach, schweig!« bat Regina und legte eine Hand auf ihr pochendes Herz. »Jemand könnte dich hören. Du endest noch wie der arme Prynne, ohne Ohren.«

»Das möchte ich erleben, daß sie mir meine abschneiden! Nun, Regina, falls Richard zustimmt, kann ich mich darauf verlassen, daß du Lillas Pengelly bei dir aufnimmst?«

»Ich... ich denke schon. Wie sieht sie aus? Und wie ist sie?« »Fähig«, sagte Dorothy, »und mit einem starken Willen gesegnet, würde ich sagen. Sie wird dir sicher keinen Ärger machen.«

»Nun, das glaube ich nicht«, entgegnete Regina entschlossen, die noch nie in ihrem Leben irgendein Problem entschlossen gelöst hatte. »Aber ich fragte dich, wie sieht sie aus?«

Dorothy wußte, daß Ausflüchte nicht angebracht waren. »Hübsch. Tatsächlich ist sie sehr hübsch. Um ehrlich zu sein, man kann sie als schön bezeichnen. Jedenfalls wird sie das in einem oder zwei Jahren sein. Arme Seele«, fügte sie hastig hinzu und zollte somit einen verspäteten Tribut an Reginas Mitleid für Lillas, die arme Waise. »Es ist eine Tragödie, mit sechzehn elternlos zu sein.«

»Eine Schönheit?« hauchte Regina. Ihr schwante nichts Gutes. »Wenn du dir um Richard Sorgen machst«, erklärte Dorothy, »er ist seiner Frau viel zu ergeben, um so oberflächliche Eigenschaften wie Schönheit auch nur zu bemerken.«

»Das beweist wieder einmal, wie wenig du die Männer kennst«, gab ihre Freundin streng zurück. »Aber ich dachte nicht an Richard.«

»Doch nicht Barnaby?« fragte Dorothy ungläubig. »Dann beweist mir das, meine liebe Regina, wie wenig du deinen Neffen kennst. Oder zu kennen vorgibst, wie auch immer.«

»Was willst du damit sagen?« ereiferte sich Regina und errötete. »Nur weil Barnaby noch keine Neigung zeigt, sich zu verehelichen? Das bedeutet doch nicht, daß er... nun, du weißt schon... Wirklich, Dorothy! Wohlerzogene Frauen reden über solche Dinge nicht.«

»Vielleicht reden sie nicht darüber, aber sie wissen sie trotzdem. Vor allem wohlerzogene Frauen! Um Himmels willen! Barnaby ist dreiundzwanzig, sieht gut aus, ist gebildet - dank des Erbes deines verstorbenen Bruders - und verbringt seine ganze Zeit in Gesellschaft dieses jungen Phineas Leach. Wie viele Mädchen in Bristol - Mädchen aus gutem Hause - würden sich alle fünf Finger nach ihm ablecken? Aber meines Wissens hat er sich nie auch nur mit einem von ihnen abgegeben. Nein, meine

Liebe, ich glaube nicht, daß du dir im Hinblick auf Master Barnaby wegen Lillas Pengelly Sorgen zu machen brauchst.«

»Du bist sehr unhöflich.« Regina stand auf und schüttelte ihre Röcke zurecht. »Da mir das Mädchen jedoch leid tut, werde ich Richard fragen. Aber du bringst sie besser erst einmal vorher hierher, damit ich sie mir ansehen kann.«

»Und wie heißt du, meine Liebe?«

»Lillas Pengelly, Madam.«

Lillas knickte und hielt dem Starren aus zwei Paar Augen stand, so gut sie konnte. Ihre Augen waren vom Weinen gerötet.

»Der Tod deines Vaters muß dich tief getroffen haben«, sagte Regina voller Mitgefühl.

Lillas schwieg. Der Schmerz hatte ihre Sinne betäubt. Sie wollte jetzt noch nicht über ihren Vater reden.

»Kannst du kochen?« fragte Hannah. Sie sprach zum erstenmal. Sie war im achten Monat schwanger, eine häßliche, mürrische junge Frau, und saß hinter ihrer Mutter, obwohl sie eigentlich die Herrin des Hauses war.

»Ja, Madam.«

»Nähen?«

»Ja, Madam.«

Diese knappen Antworten klangen aufrichtig. Das ganze Wesen dieses jungen Mädchens erfüllte Regina mit Vertrauen. Und es stimmte: Lillas Pengelly war außerordentlich schön. Doch trotz ihrer Worte zu Dorothy war Regina nicht wirklich davon überzeugt, daß Barnaby für weiblichen Charme empfänglich war... Je weniger sie über ihren Neffen und dessen Beziehungen zu Frauen nachdachte, um so besser war das für ihren Seelenfrieden. Und es würde nett sein, ein neues Gesicht im Haus zu haben, wenn auch nur für kurze Zeit. Regina seufzte.

Hannah war in der Tat nicht sehr amüsant, das mußte selbst sie sich als Mutter eingestehen, vor allem, seit ihre Tochter sich auch den Separatisten angeschlossen hatte. Und außerdem konnten sie eine zusätzliche Hilfe gebrauchen, insbesondere da Richard jetzt ins Parlament gewählt worden war. Ihr Schwiegersohn war ein Mann von lokaler und auch nationaler Bedeutung, in geschäftlicher und politischer Hinsicht.

Die Haustür wurde zugeschlagen, und einen Augenblick später schlenderte Barnaby Colefax ins Zimmer. Er muß Anfang Zwanzig sein, dachte Liliass, die verstohlen unter halb gesenkten Lidern hervorspähte. Er hatte weiche, nichtssagende Gesichtszüge, aber denselben starrsinnigen Ausdruck um den Mund und in den Augen wie seine Cousine Hannah. Er piffte leise vor sich hin und war offensichtlich betrunken.

Er beugte sich nieder, um seine Tante zu küssen, und hätte wohl dasselbe mit seiner Cousine gemacht, aber Hannah wandte ostentativ den Kopf ab.

»Der Wein macht Spötter, und starkes Getränk macht wild«, zitierte sie. »Sprüche zwanzig, Vers eins.«

Barnaby lachte hell auf. »Trinke nicht mehr nur Wasser, sondern brauche ein wenig Wein um deines Magens willen.« Erster Timotheus fünf, Vers dreiundzwanzig. Bei diesem Spiel kann ich dich noch immer schlagen, Cousine. Meine Mutter war fast so fromm wie du.«

»Halt deine Zunge im Zaum, Barnaby«, befahl Regina. »Siehst du denn nicht, daß wir Besuch haben?«

Barnaby betrachtete Liliass aus blutunterlaufenen Augen, und sein anfänglich neugieriger Blick verwandelte sich in ein Starren. Eigentlich fühlte er sich nicht zu Frauen hingezogen, aber dieses junge Mädchen bildete eine Ausnahme. Sie war das schönste Geschöpf, das ihm je begegnet war, und es ging eine derartige Kraft von ihr aus, daß er sofort fasziniert war. Die Stärke seines Gefühls überraschte ihn. Er hatte seine Freunde mit ihren

Erlebnissen in den Bordellen am Hafen prahlen hören und nichts als Ekel empfunden. Nun fühlte er sich zum erstenmal in seinem Leben zu einer Frau hingezogen.

Regina erklärte ihm den Grund von Lillas' Anwesenheit, und ihn durchströmte bei dem Gedanken, sie würde hier mit ihm unter einem Dach leben, ein plötzliches Glücksgefühl. »Natürlich brauchen wir erst noch Richards Einwilligung«, schloß seine Tante, und Barnaby hoffte inständig, daß Cousine Hannahs Ehemann zustimmen würde.

## Kapitel 2

»Mein lieber Pride, Ihr meßt meinem Einfluß auf den König zu große Bedeutung bei.«

Priam Lithgow, Fünfter Graf von Chelwood, saß hinter seinem Schreibtisch in der Bibliothek in Westovers. Nur mühsam hielt er seinen Zorn und seine Ungeduld im Zaum. Hinter ihm schien die Nachmittagssonne durch die mit schweren roten Samtvorhängen dekorierten Fenster, die den Blick auf den Park – der zur Zeit Königin Elizabeths angelegt worden war – und die Nebengebäude des Schlosses freigaben. Seit über hundertdreißig Jahren, seit Priams Urgroßvater für seine Verdienste in der blutigen Schlacht von Flodden mit einer Grafschaft belohnt worden war, wurde an Westovers gebaut, es vergrößert und verschönert. Heute bot der Besitz einen imposanten Anblick.

Richard Pride wiederholte unerschütterlich: »Ihr habt Einfluß auf den König, Mylord, wenn Ihr ihn nur geltend machen wolltet.«

Die schmalen Nasenflügel des Grafen blähten sich. Die Lider über den grauen Augen waren halb geschlossen. Er wirkte wie ein auf Beute lauender Falke.

»Und aus welchem Grund sollte ich ihn geltend machen wollen? Was gehen mich das Leben und der Handel in Bristol an? Das Seifenmonopol!« Der Graf beugte sich vor und starrte Richard wütend an. »Dieses Land schwebt am Rande eines Bürgerkriegs. Der König lebt in Oxford im Exil, er darf nicht einmal seine eigene Hauptstadt betreten. Und wer hält ihn davon ab? Pym und Hampden! Cromwell und Vane! Ihr und der Rest des Parlaments in Westminster!«

Die beiden Männer musterten sich in gegenseitiger Abneigung. Jeder repräsentierte, was der andere am

meisten haßte. Für den Grafen war Richard ein Vertreter des Handels, ein religiöser Dissident, für die Einkerkung des Erzbischofs Laud verantwortlich und ebenso verantwortlich für die Hinrichtung seines proirisch gesinnten Freundes, des Grafen von Strafford. Für Richard war der Graf von Chelwood ein Repräsentant des privilegierten Adels, der seine Vorrechte mißbrauchte, der die Romanisierung der Kirche betrieb und vor allem dem Handel in Bristol Steine in den Weg legte.

»Seht, Mylord«, Richards Stimme klang schroff, »die Dinge werden sich zwischen der Krone und dem Parlament nicht bessern, solange Arbeitslosigkeit herrscht. In Bristol fehlen Arbeitsplätze, weil diese Monopolstellungen ungerecht sind. Wir hatten gute Handelsbeziehungen mit Virginia, die nun nicht mehr existieren. Außerdem hat uns Gouverneur Winthrop in Massachusetts versprochen, einen großen Teil unserer Seifenproduktion abzukaufen.«

Die Augen des Grafen sprühten Funken. »Winthrop! Sprecht mir nicht von diesem phrasendreschenden Puritaner! Verdammt mögen sie sein, diese ganzen Kolonisten.«

Richard erinnerte sich, daß es Sir Henry Vane, ein früherer Gouverneur von Massachusetts, gewesen war, dessen Aussage zu Straffords Hinrichtung geführt hatte. Es war zweifellos ein Fehler gewesen, die amerikanischen Kolonisten zu erwähnen. Er versuchte es anders.

»Mylord, ein florierender Handel in Bristol wirkt sich auf den gesamten Westen des Landes aus. Und das bedeutet auch Reichtum für Euch, Mylord.«

Priam verzog das Gesicht. »Geld raffen! Handel! Das ist alles, was ihr Bristoler Kaufleute im Kopf habt.« Er lächelte kalt. »Aber Ihr kennt wohl das alte Sprichwort: ›Kratz einen Bristoler, und du findest einen Juden. ‹«

Richard nahm seinen Hut, den hohen, spitzen Hut, der ebenso zum Wahrzeichen der Anti-Royalisten geworden war wie das rund geschnittene Haar.

»Ich merke sehr wohl, wann ich meine Zeit verschwende, Mylord. Ich hätte uns beiden diese Zusammenkunft ersparen können, deshalb wünsche ich Euch einen guten Tag.« Gewichtig schritt er zur Tür, wo er seinen letzten Trumpf ausspielte. »Eines Tages werden wir uns wieder begegnen – aber mit einem Schwert oder einem Gewehr in der Hand!« Mit diesen Worten ging er und schloß die Tür mit betonter Sorgfalt hinter sich. Der Graf schloß die Augen. Diese Begegnung hatte ihn mehr mitgenommen, als er für möglich gehalten hätte. Sein Kopf schmerzte, und vor seinen geschlossenen Lidern tanzten bunte Lichter. Lieber Himmel! Was sollte aus der Welt werden, wenn Männer wie Strafford von Männern wie Richard Pride ruiniert werden konnten?

Er fühlte eine kühle Hand auf seiner Stirn und blickte auf. Seine Frau Magdalen beugte sich über ihn, ihre feinen Gesichtszüge drückten Verwirrung und Betroffenheit aus. Er lehnte sich zurück und barg den Kopf an ihrer Brust und lauschte dem regelmäßigen Schlag ihres Herzens.

»Du bist verärgert«, sagte sie auf ihre kühle, distanzierte Weise, mit der sie ihre überwältigende Ergebenheit ihm gegenüber verbarg.

»Ja.«

»Über einen solchen Mann?« Auch ihre Verachtung, wie alles andere an ihr, war kalt.

»Solche Männer können uns schon bald beherrschen, wenn wir nicht mit dem Schwert um unser Leben kämpfen.«

Aber er wollte diese Dinge jetzt nicht mit ihr besprechen. Er hob die Arme und zog sie zu sich herunter. Seine Hände schlossen sich um ihre Brüste, seine Lippen suchten ihre, gierig, fordernd.

Magdalen wand sich aus seinen Armen, rote Flecken brannten auf ihren Wangen. »Um Himmels willen, Mylord«, protestierte sie schwach. »Nicht zu dieser Stunde!«

»Was ist daran verkehrt? Glaubst du, man kann nur nachts der Liebe huldigen?«

»Einer der Bediensteten könnte hereinkommen, könnte uns sehen ...« Ihre Stimme verlor sich, als wäre das Thema zu delikat, um allein darüber nachzudenken.

»Glaubst du, es könnte ihn aus der Fassung bringen?«

»Es würde mich aus der Fassung bringen.« Sie sah ihn um Verständnis flehend an.

Priam verstand sie nur zu gut. Er beobachtete, wie sie in der Bibliothek herumhuschte, und war sich wieder einmal bewußt, wie seine plötzlich aufflammende Leidenschaft sie enervierte.«

Leidenschaft! Seine dünnen Lippen verzogen sich vor Spott. Sie war zu jung, zu behütet, zu prüde, um jemals wahre Leidenschaft kennenzulernen. Und die Ironie des Schicksals hatte es gewollt, daß sie aus den vielen Bewerbern um ihre Hand ausgerechnet ihn erwählt hatte. Magdalen ahnte nichts von seinem wahren Wesen. Schon vor seinem vierzehnten Lebensjahr hatte er alle Bordelle in Bristol und Southwark gekannt. Magdalen umgab noch immer etwas Jungfräuliches, obwohl sie nun fünf Jahre verheiratet waren und sie ihm zwei Kinder geboren hatte. Mit zwanzig kannte sie kaum die Männer noch die Welt und glaubte, ihre keusche Hingabe sei der Gipfel sexueller Leidenschaft.

Ungeweckt! Das war das Wort, an das Priam denken mußte, als er ihr vor sechs Jahren zum erstenmal begegnet war. Damals stand sie sittsam neben ihren Eltern und wartete darauf, der Königin vorgestellt zu werden. Und in seinem Dünkel hatte er sich eingebildet, daß er es sei, der sie erwecken würde; er, der erfahrene Lüstling, mit einem jungen unschuldigen Mädchen. Statt dessen hatte er sie zu Beginn ihrer Ehe mit Entsetzen erfüllt, bis er gelernt hatte, seine Gefühle zu kontrollieren.

Die meisten Männer beneideten ihn. Als Magdalen erst einmal bei Hof vorgestellt worden war, hatte Sir Amery

Prestcott unzählige Bewerbungen um die Hand seiner Tochter erhalten. Der König selbst hatte eine Verbindung mit einem seiner Neffen vorgeschlagen, und Sir John Suckling hatte ein paar höchst anstößige Verse ihre milchweißen Brüste betreffend verfaßt... Daher war es eine große Erleichterung für Sir Amery und seine Frau, als sich ihre Tochter in den Grafen von Chelwood verliebte, einen Mann mit beträchtlichem Vermögen, obwohl sein Ruf im Hinblick auf Frauen nicht gerade als makellos zu bezeichnen war.

»Aber wessen Ruf ist das schon?« hatte Sir Amery großzügig erklärt. »Ein Mann von Mitte Zwanzig muß Erfahrungen in den Vergnügungen des Lebens gesammelt haben.«

Also war Magdalen Prestcott im Frühjahr des Jahres 1637 die Gräfin von Chelwood geworden. Dies war die Verbindung zweier aristokratischer Familien, zweier großer Besitztümer, zweier bedeutender Vermögen. Und zu allem Überfluß war die Lady auch noch schön und sanft, die geborene perfekte Ehefrau. Der Graf konnte sich glücklich schätzen, das war die einstimmige Meinung aller. Aller, außer einem oder zwei seiner besten Freunde.

Richard Pride ritt durch die Abenddämmerung und beobachtete, wie die Schatten am Wegesrand immer länger wurden. In der Ferne hörte er den klagenden Schrei einer Eule.

Er war müde und glücklich, bald wieder zu Hause zu sein. Eigentlich war er für den Wirrwarr der Politik nicht geschaffen, betrachtete es aber als seine Aufgabe, die Parlamentarier und die Bürger seiner Stadt nach Kräften zu unterstützen.

Er war eher aus politischen denn aus religiösen Gründen gegen den König. Und obwohl Hannah eigene Wege ging und er sie auch nicht daran hinderte, hatte er der Kirche